

# TRUMANS WELT



Mississippi 2013

Fotos  
Christian Patterson



Schon als Junge schuf der Autor sein eigenes  
Universum. Das zeigen die Geschichten, die wir hier  
erstmal der Öffentlichkeit zugänglich machen

Von  
Christine Meffert

New York, Sommer 2014, Truman Capote ist seit genau 30 Jahren tot, aber zwei Menschen glauben, dass er die Welt noch einmal überraschen könnte. Deshalb sind sie wieder einmal von Zürich in die USA gereist. Die Journalistin Anuschka Roshani und ihr Mann, der Verleger Peter Haag, suchen nach etwas, von dem die meisten Capote-Experten glauben, dass es gar nicht existiert.

Die Vorgeschichte: 1975 erschütterte ein Skandal die New Yorker High Society. Der kleine, schwule, geniale Schriftsteller, der – mit seinem Einfühlungsvermögen und seinem Talent zu unterhalten – ein Freund der Reichsten und Schönsten geworden war, hatte deren intimste Geheimnisse ausgeplaudert. *La Côte Basque* nannte er seine Geschichte, die im Magazin *Esquire* gedruckt wurde, es war keine ruhmreiche. Sie war das erste Kapitel des Romans *Erhörte Gebete*. Doch der blieb Fragment.

Nach der Veröffentlichung war das Leben Capotes nicht mehr dasselbe. Zu früheren Zeiten wäre er wahrscheinlich geteert und gefedert aus der Stadt geworfen worden, nun wurde er einfach geschnitten. Eine der wenigen, die auch nach dem Erdbeben, das *La Côte Basque* auslöste, zu ihm hielt, war Joanne Carson, Exfrau eines bekannten Talkmasters. In ihrem Haus in Los Angeles starb Capote 1984 nach langer Alkohol- und Medikamentenabhängigkeit einen Monat vor seinem 60. Geburtstag.

Am Tag vor seinem Tod habe er ihr einen Schlüssel gegeben, erzählte Carson später. Es war der Schlüssel zu einem Schließfach in irgendeinem Busbahnhof. Dort, habe Capote gesagt, lägen die restlichen Kapitel von *Erhörte Gebete*. Seinem Lektor wiederum hatte er versichert, sie befänden sich im Safe irgendeiner Bank. »Das klingt, als habe er sich einen Spaß mit der Nachwelt erlaubt«, sagt Anuschka Roshani. Aber Capote hat sich öfter Späße erlaubt. Seine Erzählung *Sommerdiebe* sei vernichtet, behauptete er. Und dann fand man sie 20 Jahre nach seinem Tod.

Also sind Roshani und Haag in diesem Sommer wieder nach New York geflogen. Wieder befragen sie Menschen, die Capote gut gekannt haben, wieder durchkämmen sie in der Public Library seinen Nachlass. Die Sedimente seines fast 50 Jahre währenden Schreibens sind in 34 Pappkartons verstaubt: Akten, gelbe Notizzettel und die typischen amerikanischen Sketchbooks mit dem schwarzen Einband. Roshani und Haag müssen oft die Lupe zur Hand nehmen, so winzig klein ist Capotes Handschrift, und am Ende ihrer Recherchen im Sommer 2014 müssen sie bilanzieren: Sie haben die fehlenden Kapitel von *Erhörte Gebete* wieder nicht gefunden.

Aber sie haben etwas anderes gefunden.

Sie waren auf der Suche nach dem bitterbösen Spätwerk eines von der Welt enttäuschten älteren Mannes und entdeckten die ersten literarischen Werke eines Jungen, für den das Leben gerade anfing: ein Dutzend Gedichte und 20 Geschichten. Capote hat sie im Alter zwischen 14

und 17 geschrieben. Einige sind vor über 70 Jahren in einer Highschoolzeitung erschienen, die meisten wurden noch nie veröffentlicht. *Wo die Welt anfängt* heißt eine der Erzählungen, und so soll auch das Buch heißen, das bei Kein & Aber, dem Verlag von Peter Haag, 2015 erscheinen wird. Die englische Ausgabe wird Random House im selben Jahr verlegen. Vier der Erzählungen werden in diesem Heft vorab zum ersten Mal der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Wie kann es sein, dass so ein Schatz 30 Jahre lang unentdeckt in einer Bibliothek liegt?

Weil die Bibliothek kein Geld habe, alle Nachlässe auszuwerten, und weil die Amerikanistik in den USA sich noch nicht auf Capote gestürzt habe, sagt Anuschka Roshani. »Vielleicht ist er noch nicht lange genug tot. Oder er ist einfach zu populär gewesen.«

Wenn man die neu entdeckten Geschichten liest, weiß man, warum er so populär war. Es sind Geschichten über Einsamkeit, Liebe, Verbrechen und Vergänglichkeit. Themen, die sich auch durch Capotes späteres Werk ziehen. Viele von ihnen spielen in den Südstaaten, wo er seine Kindheit verbracht hat. Es ist erstaunlich, wie gut sich der Teenager in andere Menschen und Welten hineinversetzen konnte. In der Geschichte *Samstagnacht* (S. 30) erzählt er von der verhängnisvollen Begegnung eines schwarzen Liebespaares aus der Perspektive des Mannes. Sie endet in einer Kneipe für Schwarze, einem Ort, den der junge Capote lange vor dem Ende der Rassentrennung kaum selbst betreten haben dürfte. Und dennoch mag man nicht glauben, dass er die Szene nicht mit eigenen Augen gesehen hat, so lebendig schildert er sie. Er verwendet in dieser Geschichte immer wieder die Wörter *negro* und *nigger*, wie auch in der Erzählung *Miss Belle Rankin* (S. 18). Der renommierte Literaturübersetzer Ulrich Blumenbach hat sich entschieden, sie eins zu eins zu übertragen, »alles andere wäre geschichtsverfälschend«, sagt Anuschka Roshani.

»Er geht immer mitten in die Situation hinein, und dadurch werden seine Figuren so lebendig«, sagt Peter Haag. »Sein Stil ist immer einfach, nie manieriert, nie metaphernbesoffen, nie deskriptiv.« Und Anuschka Roshani, die bei Kein & Aber auch die Capote-Werkausgabe herausgegeben hat, fügt hinzu: »Mit 23 hat er damit kokettiert, dass er aussah wie zwölf, und mit zwölf hat er geschrieben wie andere mit 40. Er kennt seine Figuren sehr gut, aber er verrät sie nie. Er muss ein Mensch mit großem Mitgefühl gewesen sein. Andererseits hatte er auch eine sehr spitze Zunge, sonst hätte es nach *La Côte Basque* nicht einen solchen Aufschrei gegeben.«

Können die letzten berühmten Freunde Capotes nun sicher sein, dass über sie nichts mehr enthüllt wird? »Nein«, sagt Peter Haag und lacht, »nach diesem tollen Fund suchen wir erst recht weiter. Und wenn wir alle Busbahnhöfe der USA abklappern.«



Memphis 2013

Der Fotograf Christian Patterson,

42, lebte von 2002 bis 2005 in Memphis und assistierte dort dem Fotokünstler William Eggleston. Zu dieser Zeit begann Patterson mit seiner Arbeit über den Süden der USA. Er hat für uns eine Auswahl seiner Bilder zusammengestellt, die wir zu den Geschichten von Truman Capote veröffentlichen. Dessen Schaffen war von seiner Kindheit in den Südstaaten geprägt



## MISS BELLE RANKIN



Mississippi 2013

Ich war acht, als ich Miss Belle Rankin das erste Mal sah. Es war ein heißer Augusttag. Die Sonne sank schon am scharlachrot gestreiften Himmel, und die Hitze stieg trocken und pulsierend vom Erdboden auf.

Ich saß auf den Stufen der Vorderveranda, sah eine Negerin auf mich zukommen und fragte mich, wie sie bloß ein so großes Wäschebündel auf dem Kopf balancieren konnte. Sie blieb stehen und beantwortete meinen Gruß mit einem Lachen, diesem dunklen, gedehnten Negerlachen. Da kam Miss Belle langsam auf der anderen Straßenseite vorbei. Als die Waschfrau sie sah, schien sie zu erschrecken, unterbrach sich mitten im Satz und eilte wieder auf ihr Ziel zu.

Stirnrunzelnd starrte ich die unbekannte Passantin an, die ein so seltsames Verhalten auslösen konnte. Sie war klein und ganz in Schwarz, staubig und mit wirrem Haar – sie sah unglaublich alt und verhurzelt aus. Dünne graue Strähnen hingen ihr in die schweißfeuchte Stirn. Sie ging mit gesenktem Kopf und starrte auf den ungepflasterten Gehweg, als suchte sie etwas, das sie verloren hatte. Ein alter Englischer Pinscher folgte ziellos im Kielwasser seines Frauchens.

Später sah ich sie noch oft, aber dieses erste, fast traumartige Bild wird mir immer am deutlichsten vor Augen stehen – Miss Belle, die lautlos die Straße hinabgeht, rote Staubwölkchen steigen um ihre Füße auf, und sie verschwindet in der Abenddämmerung.

Einige Jahre darauf saß ich in Mr. Joabs Drugstore an der Ecke und nippte an einem von Mr. Joabs speziellen Milkshakes. Ich saß am einen Ende des Tresens, und am anderen saßen zwei stadtbekannte Drugstore-Cowboys und ein Fremder.

Der Fremde hatte ein weit respektables Äußeres als die meisten Leute, die Mr. Joabs frequentierten. Meine Aufmerksamkeit erregte aber das, was er mit leiser und heiserer Stimme sagte.

»Jungs, kennt einer von euch jemanden in der Gegend, der schöne Japanische Zierquitten zu verkaufen hat? Ich suche die für eine Frau aus dem Osten, die sich drüben in Natchez eine Wohnung ausstattet.«

Die beiden Jungen sahen sich an, und dann sagte der eine, der fett war, Glubschaugen hatte und sich gern über mich lustig machte: »Also, ich sag' Ihnen mal was, Mister, die Einzige, die ich hier in der Gegend kenne, die echt schnieke hat, ist eine schrullige alte Schachtel, Miss Belle Rankin – die wohnt einen knappen Kilometer von hier in einem echt schrägen Haus. Das ist alt und runtergekommen, noch von vorm Bürgerkrieg. Wirklich schrullig, wohlgekerkt, aber wenn Sie Zierquitten suchen, hat sie die Besten, die ich je vor die Guckerchen gekriegt hab'.«

»Genau«, meldete sich der andere zu Wort, der blonde und verpickelte Handlanger des Fettsacks, »die vertickt sie Ihnen unter Garantie. Soweit ich weiß, ist die da draußen am Verhungern – hat nichts mehr als einen alten Nigger, der auch da wohnt und auf dem Grasleck rumhackt, den sie Garten nennen. Ich hab' neulich erst gehört, sie soll in den Jitney Jungle Market reinmarschieren, sich das ganze angegammelte Gemüse rausgeklaubt und Olie Peterson überredet haben, ihr das für lau zu lassen. Die schrulligste Schleihereule, die Sie je gesehen haben – bei schlechter Beleuchtung sieht die glatt nach hundert aus. Die Nigger haben richtig Schiss vor der ...«

Der Fremde unterbrach den Informationssturzbad des Jungen und fragte: »Und du meinst, sie verkauft die?«

»Todsicher«, sagte der Fettsack und verzog das Gesicht zu einem wissenden Grinsen.

Der Mann bedankte sich und wollte schon gehen, drehte sich dann aber noch einmal um und fragte: »Habt ihr Lust, mitzufahren und mir das Haus zu zeigen? Ich bring' euch auch wieder zurück.«

Das ließen sich die beiden Tagediebe nicht zweimal sagen. Die Sorte ließ sich immer gern in Autos sehen und erst recht mit Fremden; das machte den Eindruck, sie hätten Verbindungen, und brachte unweigerlich Zigaretten mit sich.

## II

Etwa eine Woche später war ich wieder bei Mr. Joabs und erfuhr, wie die Sache weitergegangen war.

Der Fettsack erzählte es mit großem Eifer einem Publikum, das aus Mr. Joab und mir bestand. Je länger er sprach, desto lauter und dramatischer wurde er.

»Ich sag' euch, die alte Hexe sollte man aus der Stadt jagen. Die hat sie nicht mehr alle. Als wir da ankommen, will sie uns gleich wieder rauschmeißen. Dann jagt sie uns ihren bescheuerten alten Hund auf den Hals. Ich könnte wetten, das Teil ist älter als sie. Der Koter will sich jedenfalls in mich verbeißen, also verpass' ich ihm einen Tritt in die Fresse – da fängt sie ganz fürchterlich zu jaulen an. Schließlich kann ihr alter Nigger sie so weit beruhigen, dass wir mit ihr reden können. Mr. Ferguson, so hieß der Fremde, hat ihr dann erklärt, dass er ihre Büsche kaufen will, also diese Zierquitten. Sie sagt, so was hat sie ja noch nie gehört, und außerdem verkauft sie die Büsche nicht, weil ihr die mehr ans Herz gewachsen sind wie alles andere. Und das müsst ihr euch mal vorstellen: Mr. Ferguson hat ihr zweihundert Dollar für nur einen Busch geboten. Da bleibt einem doch die Spucke weg – zweihundert Kröten! Die alte Ziege hat gesagt, er soll zusehen, dass er Land gewinnt – und schließlich haben wir uns gesagt, dass die Sache sinnlos ist, und sind gegangen. Mr. Ferguson war verdammt enttäuscht, kann ich euch sagen; er war schon davon ausgegangen, dass er die Büsche kriegt. Er meinte, das wären die schönsten Zierquitten, die er je gesehen hat.«

Er lehnte sich zurück und holte tief Luft, ganz erschöpft von seinem Monolog.

»Verdammt«, sagte er, »was hat einer denn von so alten Büschen, wenn er da zweihundert Mäuse das Stück für kriegen kann? Das ist doch keine Lappalie!«

Als ich bei Mr. Joabs aufbrach, musste ich auf dem Nachhauseweg die ganze Zeit an Miss Belle denken. Ich hatte oft über sie nachgedacht. Sie schien zu alt, um überhaupt noch am Leben zu sein – ich stelle es mir schrecklich vor, so alt zu sein. Ich konnte nicht nachempfinden, warum sie so an ihren Zierquitten hing. Sie waren wunderschön, aber wenn sie so arm war – gut, ich war jung, und sie war alt und hatte nicht mehr viel im Leben. Ich war so jung, dass ich noch nie daran gedacht hatte, je alt zu werden, je sterben zu können.

## III

Es war der 1. Februar. Der Morgen war dumpf und grau angebrochen, und perlweiße Schlieren überzogen den Himmel. Draußen war es kalt und still, und nur unregelmäßig fraßen sich hungrige Windböen in die grauen, leblosen Äste der riesigen Bäume, die die zerfallenden Ruinen des einst so majestätischen »Rose Lawn« umgaben, wo Miss Rankin wohnte.

Als sie aufwachte, war das Zimmer eiskalt, und an den Dachrinnen hingen lange Eiszapfen. Sie erschauerte leicht, als sie die Trostlosigkeit sah. Sie gab sich einen Ruck und schob sich unter der farbenfrohen Flickendecke hervor.

Sie kniete vor dem Kamin und versuchte, die trockenen Zweige anzuzünden, die Len am Vortag gesammelt hatte. Ihre kleine Hand, eingefallen und gelb, kämpfte mit dem Streichholz und der abgeschabten Fläche des Kalksteins.

Nach einer Weile fingen die Zweige Feuer; die Flämmchen flackerten, und das Holz knisterte und knackte wie alte Knochen. Sie blieb einen Augenblick neben dem warmen Lodern stehen und ging dann unsicher zum Becken mit dem gefrorenen Wasser.

Als sie sich angezogen hatte, trat sie ans Fenster. Schneefall setzte ein, der dünne, wässrige Schnee des Winters in den Südstaaten. Die Flocken schmolzen sofort auf dem Boden, aber Miss Belle dachte an den langen Gang in die Stadt, um Lebensmittel zu besorgen, und fühlte sich leicht benommen und krank. Dann schnappte sie nach Luft, denn unter sich sah sie die Zierquitten blühen; sie waren schöner als je zuvor. Die hochroten Blüten waren gefroren und reglos.

Sie erinnerte sich daran, wie sie vor vielen Jahren, als Lillie noch ein kleines Mädchen gewesen war, ganze Körbe dieser Blüten gesammelt und die stolzen, leeren Zimmerfluchten von Rose Lawn mit ihrem zarten Duft erfüllt hatte, und wie Lillie sie gestohlen und an Negerkinder verschenkt hatte. Wie wütend sie damals geworden war! Aber jetzt lächelte sie über die Erinnerung. Es war mindestens zwölf Jahre her, seit sie Lillie das letzte Mal gesehen hatte.

Die arme Lillie, auch sie ist jetzt eine alte Frau. Ich war erst neunzehn, als sie zur Welt kam, und ich war jung und schön. Jed hat immer gesagt, ich wäre das schönste Mädchen, das er je gekannt hat – aber das ist so lange her. Ich weiß gar nicht mehr genau, wann ich eigentlich so wurde. Ich weiß nicht mehr, wann ich arm wurde – wann ich alt wurde. Wahrscheinlich war das, nachdem Jed gegangen ist – ich frage mich, was aus ihm geworden ist. Aus heiterem Himmel hat er mir gesagt, ich wäre hässlich und verbraucht, und dann hat er mich verlassen, nur Lillie ist mir geblieben, und Lillie war nicht gut – nicht gut –.

Sie schlug die Hände vors Gesicht. Die Erinnerung tat heute noch weh, und obwohl sie sich fast täglich an dieselben Dinge erinnerte, machte der Schmerz sie manchmal verrückt, und sie schrie und kreischte wie an dem Tag, als der Mann mit den beiden johlenden Einfaltspinseln gekommen war und ihre Zierquitten kaufen wollte; dabei würde sie die niemals hergeben. Aber sie hatte Angst vor dem Mann; sie hatte Angst gehabt, er würde sie stehen, und was hätte sie dann tun sollen – die Leute hätten sie doch ausgelacht. Und deswegen hatte sie sie angeschrien; deswegen hasste sie sie alle.

Len kam herein. Er war ein kleiner Neger, alt und gebeugt, und hatte eine Narbe quer über der Stirn.

»Miss Belle«, sagte er mit rasselnder Stimme, »wollnse in die Stadt? Würd' ich an Ihrer Stelle nicht, Miss Belle. Ist da draußen echt scheußlich heute.« Beim Sprechen bildeten sich vor seinem Mund rauchige Wölkchen in der kalten Luft.

1941 in der Schülerzeitung »The Green Witch« erschienen

»Doch, Len, ich muss heute in die Stadt. Ich gehe bald los; ich möchte zurück sein, bevor es dunkel wird.«

Draußen stieg der Rauch aus dem alten Schornstein in träge sich kräuselnden Wolken auf und hing als blauer Nebel wie gefroren über dem Haus – dann wurde er von einer schneidenden Brise fortgewirbelt.

## IV

Es war schon ziemlich dunkel, als Miss Belle den Hügel zu ihrem Haus hochstieg. Die Dunkelheit brach an diesen Wintertagen schnell herein. Heute kam sie so plötzlich, dass sie erst erschrak. Es gab keinen glühenden Sonnenuntergang, sondern das Perlgrau des Himmels wich einfach tiefem Schwarz. Es schneite immer noch, und die StraÙe war matschig und kalt. Der Wind war stärker geworden, und die trockenen Zweige knackten laut. Sie krümmte sich unter dem Gewicht ihres schweren Einkaufskorbs. Es war ein guter Tag gewesen. Mr. Johnson hatte ihr fast einen Drittelschinken gegeben, und der kleine Olie Peterson hatte noch ein bisschen unverkäufliches Gemüse übrig gehabt. Jetzt musste sie mindestens zwei Wochen lang nicht wieder in die Stadt.

Als sie das Haus erreichte, blieb sie eine Minute lang stehen und ließ den Korb auf den Boden gleiten, um Atem zu schöpfen. Dann ging sie zum Ende ihres Grundstücks und sammelte die großen rosenartigen Zierquittenblüten auf; eine zerdrückte sie am Gesicht, spürte das aber gar nicht. Sie sammelte einen Armvoll und ging zum Korb zurück, als sie plötzlich eine Stimme zu hören meinte. Sie blieb stehen und lauschte, aber nur der Wind antwortete.

Sie spürte, wie sie auf den Boden sank, konnte aber nicht anders; sie tastete in der Dunkelheit nach Halt, griff aber ins Leere. Sie wollte um Hilfe rufen, aber es kam kein Laut heraus. Sie fühlte sich von großen Wellen der Leere überspült; flüchtige Szenen zogen vor ihr vorbei. Ihr Leben – nichts als Vergleichen und kurze Eindrücke von Lillie, von Jed und ein scharfes Bild von ihrer Mutter mit einem langen, dünnen Stock.

## V

Ich erinnere mich an den kalten Wintertag, an dem Tante Jenny mich zu dem alten, windschiefen Haus mitnahm, in dem Miss Belle gewohnt hatte. Miss Belle war in der Vornacht gestorben, und ein alter Farbiger, der bei ihr im Haus wohnte, hatte sie gefunden. So gut wie jeder in der Stadt wollte sich das ansehen. Man hatte sie noch nicht ins Haus gebracht, weil der Leichenbeschauer sie noch nicht freigegeben hatte. Wir sahen sie daher so, wie sie gestorben war. Es war das erste Mal, dass ich einen Toten sah, und ich werde es nie vergessen.

Sie lag im Garten neben ihren Japanischen Zierquitten. Die Runzeln in ihrem Gesicht waren geglättet, und um sie verstreut lagen die roten Blütenblätter.

Sie sah so klein und ganz jung aus. Sie hatte Schneeflockchen im Haar und eine Blüte an die Wange gedrückt. Ich fand, ich hatte kaum je etwas so Schönes gesehen.

Alle sagten, das wäre ja so traurig und so, aber ich wunderte mich nur, denn das waren die, die sie immer nur ausgelacht und sich über sie lustig gemacht hatten.

Miss Belle Rankin war sicher ein seltsamer Mensch und wahrscheinlich ein bisschen verwirrt, aber an jenem kalten Februar-morgen sah sie liebreizend aus, wie sie die Blume an die Wange drückte und so still und ruhig dalag.

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Ulrich Blumenbach





Mississippi 2013



Mississippi 2013

## DAS HIER IST VON JAMIE



Memphis 2009

Fast jeden Morgen außer am Sonntag ging Miss Julie mit Teddy zum Spielen in den Park. Teddy mochte diese täglichen Ausflüge. Er nahm sein Fahrrad oder irgendwelche Spielsachen mit und vergnügte sich, während Miss Julie, froh, ihn los zu sein, mit den anderen Kindermädchen tratschte und mit den Polizisten flirtete. Teddy mochte den Park am Vormittag am liebsten, wenn warm die Sonne schien und das Wasser in Kristallstrahlen aus der Fontäne spritzte.

»Es sieht ganz wie Gold aus, nicht wahr, Miss Julie?«, fragte er das sorgfältig geschminkte Kindermädchen in seiner weißen Tracht.

»Wenn es das bloß wäre!«, grummelte Miss Julie.

In der Nacht vor dem Tag, an dem Teddy Jamies Mutter kennenlernte, hatte es geregnet, und am Morgen war der Park dann frisch und grün. Es war zwar schon Ende September, fühlte sich aber an wie ein Frühlingmorgen. Teddy lief mit wilder Ausgelassenheit die befestigten Parkwege entlang. Er war Indianer, Detektiv, Raubritter, Märchenprinz, er war ein Engel, er würde den Wegelagerern durchs Gestrüpp entkommen – und vor allem war er glücklich und hatte zwei Stunden ganz für sich.

Er spielte mit seinem Cowboysseil, als er sie sah. Sie kam den Weg entlang und setzte sich auf eine freie Bank. Sie hatte einen Hund dabei, und der zog anfangs Teddys Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte Hunde gern und wollte unbedingt einen eigenen haben, aber Papa hatte Nein gesagt, denn einen Welpen wollte er nicht stubenrein machen müssen, und mit einem ausgewachsenen Hund war das nicht das Gleiche. Der Hund der Frau war genau das, was sich Teddy immer gewünscht hatte. Es war ein Drahthaarterrier und noch kaum mehr als ein Welpe.

Langsam und ein bisschen schüchtern ging er zu der Bank und tätschelte dem Hund den Kopf.

»Guter Hund«, »Braver Junge«. Das sagten sie immer in den Filmen und den Abenteuer Geschichten, die Miss Julie ihm vorlas.

Die Frau sah hoch. Teddy hielt sie für ungefähr so alt wie seine Mutter, aber seine Mutter hatte nicht so schöne Haare. Die der Frau waren wie Gold und fielen in weichen Wellen herab.

»Das ist ein schrecklich netter Hund. So einen hätte ich auch gern.«

Die Frau lächelte, und da fand er sie sehr schön. »Er gehört mir nicht«, sagte sie, »er gehört meinem kleinen Jungen.« Sie hatte auch eine schöne Stimme.

Teddys Augen leuchteten auf. »Haben Sie einen Sohn wie mich?«

»Oh, er dürfte etwas älter sein als du. Er ist neun.«

Teddy rief eifrig: »Ich bin acht. Oder fast.« Er sah jünger aus. Er war klein für sein Alter und sehr dunkel. Er war kein hübsches Kind, hatte aber ein offenes Gesicht und ein einnehmendes Wesen.

»Wie heißt Ihr Sohn?«

»Jamie – Jamie.« Sie wirkte glücklich, als sie den Namen sagte.

Teddy setzte sich neben sie auf die Bank. Der Hund wollte weiter spielen, sprang Teddy an und kratzte ihn an den Beinen.

»Platz, Frisky«, befahl die Frau.

»So heißt er?«, fragte Teddy, »das ist ein echt süßer Name. Er ist so ein lieber Hund. Ich wünschte, ich hätte

auch einen Hund, den könnte ich dann jeden Tag in den Park mitnehmen, und wir könnten spielen, und abends könnte er bei mir im Zimmer sitzen, und ich könnte mich mit ihm unterhalten statt mit Miss Julie, weil es Frisky egal wäre, worüber ich reden würde – oder nicht?«

Die Frau lachte tief und irgendwie traurig. »Wahrscheinlich ist Jamie genau deswegen so verrückt nach Frisky.«

Teddy knuddelte den Hund an seinem Bein.

»Läuft Jamie auch mit ihm durch den Park und spielt Indianer und so?«

Das Lächeln der Frau erstarb. Sie sah Richtung Springbrunnen. Einen Augenblick lang dachte er, sie wäre böse auf ihn.

»Nein«, antwortete sie, »nein, er läuft nicht mit Frisky herum. Er spielt nur auf dem Fußboden mit ihm, er kann nicht nach draußen. Deswegen gehe ich mit Frisky Gassi. Jamie war noch nie im Park – er ist krank.«

»Oh, das habe ich nicht gewusst.« Teddy wurde rot. Plötzlich sah er Miss Julie den Weg entlangkommen und wusste, dass sie mit ihm schimpfen würde, wenn sie merkte, dass er mit einer Fremden redete.

»Ich hoffe, ich sehe Sie wieder«, sagte er, »grüßen Sie Jamie von mir, ich muss jetzt gehen, aber sind Sie morgen vielleicht wieder hier?«

Die Frau lächelte; wieder fiel ihm auf, wie nett und schön sie war. Er lief den Weg entlang zu Miss Julie, die die Tauben mit Brotkrumen fütterte. Er sah sich noch einmal um und rief: »Tschüss, Frisky!« Das wogende Haar der Frau leuchtete in der Sonne.

## II

Am Abend musste er die ganze Zeit an die Frau und ihren Sohn Jamie denken. Er musste sehr krank sein, wenn er nicht nach draußen gehen konnte. Und als Teddy im Bett lag, sah er immerzu Frisky vor sich. Hoffentlich war die Frau am nächsten Tag wieder da.

Am Morgen kam Miss Julie herein, schüttelte ihn und blaffte: »Komm schon, du Faulpelz! Raus aus den Federn, oder du kommst nicht in den Park.«

Sofort sprang er aus dem Bett und lief ans Fenster. Es war klar und kühl und roch nach frühem Morgen. Im Park würde es heute herrlich sein!

»Yippie, yippie«, rief er und lief aufgekratzt ins Badezimmer.

»Na, was ist denn in den Jungen gefahren?«, wunderte sich Miss Julie und sah dem rennenden Teddy verdutzt nach.

Als sie in den Park kamen, entwischte Teddy Miss Julie, die stehen blieb, um sich mit zwei anderen Kindermädchen zu unterhalten. Die langen, gewundenen Parkwege waren so gut wie verlassen. Er fühlte sich völlig frei und allein. Er kroch durch ein Gebüsch und kam beim Springbrunnen heraus, und dort, direkt vor sich, entdeckte er die Frau und den Hund.

Sie sah hoch, als der Hund Teddy anbellte.

»Hallo, Teddy«, begrüßte sie ihn herzlich.

Er freute sich, dass sie noch wusste, wie er hieß. Wie nett sie doch war! »Hallo, Hallo, Frisky.« Er setzte sich auf die Bank, und der Hund sprang ihn an, leckte ihm die Hand und stubste ihn in die Seite.



»Aua«, quiekte Teddy, »das kitzelt.«

»Ich warte schon fast zehn Minuten auf dich«, sagte die Frau.  
»Sie haben auf mich gewartet?«, fragte er verwundert und überglücklich.

»Ja«, lachte sie, »ich muss zu Jamie zurück, bevor der Tag vorbei ist.«

»Ja«, sagte Teddy gehetzt und froh, »ja, natürlich, nicht? Ich könnte wetten, Frisky fehlt ihm, wenn der hier draußen im Park ist. Wenn das mein Hund wäre, würde ich ihn keinen Augenblick aus den Augen lassen.«

»Jamie hat es aber nicht so gut wie du«, sagte sie. »Er kann nicht herumlaufen und spielen.«

Teddy kraulte den Hund; er drückte sich seine kalte Schnauze in die warme Wange. Er hatte gehört, wenn Hunde kalte Schnauzen haben, sind sie gesund.

»Was hat Jamie denn?«

»Ach«, antwortete sie unbestimmt, »eine Art Husten, einen schlimmen Husten.«

»Dann kann er aber nicht sehr krank sein«, sagte Teddy fröhlich. »Ich hatte schon oft Husten, aber ich musste nie länger als zwei oder drei Tage im Bett bleiben.«

Sie lächelte müde. Sie saßen da und schwiegen. Teddy hätschelte den Hund im Schoß und wünschte, er könnte aufspringen und mit ihm über die großen grünen Rasenflächen rennen, die mit einem »Rasen betreten verboten« markiert waren.

Die Frau stand auf und griff nach der Hundeleine. »Ich muss jetzt los«, sagte sie.

»Sie wollen doch nicht schon weg, oder?«

»Doch, ich fürchte, ich muss. Ich habe Jamie versprochen, dass ich gleich zurückkomme. Eigentlich wollte ich ihm nur unten im Zigarrenladen ein paar Comichefte holen. Er wird die Polizei rufen, wenn ich nicht bald wieder da bin.«

»Oh«, sagte er eifrig, »ich habe zu Hause viele Comichefte. Morgen bringe ich Ihnen welche für Jamie mit.«

»Gut«, sagte die Frau, »das sag' ich ihm. Er liest gerne Comics.« Sie machte sich auf den Weg.

»Morgen bin ich wieder da und bringe die Hefte mit«, rief er ihr nach. »Ganz viele!«

»Gut«, rief sie zurück. »Bis morgen dann.« Und während er da stand und sie verschwinden sah, dachte er, wie wunderbar es sein musste, eine solche Mutter und einen Hund wie Frisky zu haben. Ja, Jamie war wirklich ein Glückspilz, dachte er. Dann hörte er, wie Miss Julies scharfe Stimme nach ihm rief.

»Teddy, juhu! Teddy, komm sofort her. Miss Julie hat dich schon überall gesucht. Du bist ein ungezogener Junge, und Miss Julie ist böse auf dich.«

Er drehte sich lachend um und lief zu ihr, rannte, so schnell er konnte, und fühlte sich wie ein Bäumchen, das sich im Wind biegt.

Als er abends aufgegessen und gebadet hatte, machte er sich daran, seine Comichefte zu sortieren. Sie lagen wild durcheinander im Schrank, in einer Kiste aus Zedernholz und im Bücherregal. Bis auf die bunten Hefchen war sein Bücherregal das Inbild guter Literatur: *Das Kinderbuch des Wissens*, *Der Garten der Gedichte für Kinder* und *Die besten Kinderbücher*.

Er konnte dreißig recht neue Hefte auf einen Stapel legen, bevor seine Eltern kamen, um ihm gute Nacht zu sagen. Seine Mutter trug ein langes, geblümtes Abendkleid, hatte Blumen im Haar und war parfümiert. Er mochte ih-

ren stechend süßen Gardenienduft. Sein Vater trug seinen Smoking und einen hohen Seidenhut.

»Was willst du denn mit all den Heften?«, fragte ihn seine Mutter.

»Die sind für einen Freund«, sagte Teddy und hoffte, sie würde nicht nachfragen. Das Ganze wäre nicht so geheimniskrämerisch und aufregend, wenn seine Mutter Bescheid wüsste.

»Komm schon, Ellen«, sagte sein Vater ungeduldig. »Der Vorhang hebt sich um halb neun, und ich bin es leid, immer erst in der Mitte der Vorstellung anzukommen.«

»Gute Nacht, Schatz!«

»Gute Nacht, mein Sohn.«

Er warf ihnen noch eine Kusshand zu, bevor sie die Tür hinter sich schlossen. Dann wandte er sich schnell wieder seinen Heften zu. Er nahm das Packpapier, in das sein neuer Anzug eingewickelt gewesen war, und packte die Hefte umständlich darin ein. Es wurde ein großes Paket. Er verschnürte es mit dickem, rauem Bindfaden. Dann trat er einen Schritt zurück und betrachtete es. Irgend etwas stimmte nicht, fand er. Es war nicht raffiniert genug; es sah nicht wie ein Geschenk aus.

Er ging zu seinem Tisch, wühlte in einer Schublade und nahm eine Schachtel Buntstifte heraus. Abwechselnd mit Rot und Grün schrieb er in Druckschrift »DIES IST«, dann wechselte er zu Blau und Rot, »FÜR JAMIE – VON TEDDY«.

Zufrieden versteckte er das Paket, bevor Miss Julie hereinkam, um das Fenster zu öffnen und das Licht auszuknipsen.

Bevor sie am Tag darauf in den Park gingen, nahm er seinen Bollerwagen von Red Sky Chief, legte das Paket hinein und bedeckte es mit Spielsachen.

Als sie den Park erreichten, spürte Teddy, dass er Miss Julie mit links loswerden würde. Sie hatte ihr bestes Kleid angezogen, war ganz aufgeregt und trug noch mehr Lippenstift als sonst. Teddy wusste, dass sie im Park Officer O'Flaherty erwartete. Officer O'Flaherty war Miss Julies Verlobter, zumindest sah Miss Julie das so.

»Lauf du nur los, Teddy, und amüsier dich, aber denk dran, Miss Julie wartet am Spielplatz auf dich.«

So schnell er konnte, rannte er zum Springbrunnen. Mit dem Bollerwagen konnte er keine Abkürzung nehmen; er polterte hinter ihm her.

Er erblickte Frisky und die Frau, die auf einer Bank saß.

»Pünktlich auf die Minute, wie ich sehe«, lachte sie, als sie ihn sah.

Er zog sein Wägelchen neben die Bank, warf die Spielsachen beiseite und präsentierte voller Stolz das große Paket mit den Comicheften.

»Oh«, rief sie, »das ist aber ein großes Paket! Die kriegt Jamie ja nie durch. Da wird er sich aber freuen, Teddy. Komm her, dafür bekommst du einen Kuss.«

Er errötete, als sie ihn auf die Wange küsste.

»Du bist ein lieber Junge«, sagte sie sanft, stand auf und schloss den Mantel. »Wir mussten Jamie gestern Abend ins Krankenhaus bringen.«

»Heißt das, er kann die Comics gar nicht lesen?«, fragte Teddy ängstlich.

»Doch«, lächelte sie, »doch, natürlich – das wird ihn ablenken. Sorgen macht mir nur, ob ich sie alle tragen kann.« Sie nahm das große Paket und seufzte erschöpft.

Frisky sprang herum und zerrte an der Leine, so dass sie das Paket fast fallen gelassen hätte.

»Lass das, Frisky«, rief Teddy.

»Noch mal vielen Dank, Teddy. Ich kann heute nicht länger bleiben.« Sie winkte und ging den Weg entlang. Frisky wollte zu Teddy zurück.

»Kommen Sie morgen wieder?«, rief Teddy.

»Das weiß ich noch nicht – vielleicht«, rief sie zurück; dann bog sie um eine Ecke und verschwand.

Er wollte ihr nachlaufen, mit ihr ins Krankenhaus gehen und Jamie besuchen, mit Frisky spielen, sich noch einmal von ihr auf die Wangen küssen und »lieber Junge« nennen lassen. Stattdessen ging er zum Spielplatz, wo er Miss Julie traf und nach Hause ging.

Als er am nächsten Tag in den Park kam, ging er direkt zur Bank, aber es war niemand da. Er wartete anderthalb Stunden und bekam ein flaves Gefühl im Magen, weil ihm nach und nach aufging, dass sie nicht kommen würde – dass sie nie mehr kommen würde und dass er sie und Frisky nie wiedersehen würde. Er hätte weinen mögen, erlaubte es sich aber nicht.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und er konnte nicht in den Park gehen. Am Morgen ging er in die Kirche. Dann kam seine Großmutter zu Besuch, und sie war seinerwegen ganz aus dem Häuschen.

»Ellen, wenn du mich fragst, ist das Kind krank! Der Junge hat sich den ganzen Nachmittag so komisch aufgeführt. Ich wollte ihm Geld geben, um sich eine Limonade zu kaufen, und er hat gesagt, er möchte keine. Er hat gesagt, er möchte einen Hund haben, einen Drahthaarterrier, den er Frisky nennen möchte. Findest du das nicht absonderlich?«

Am Abend versuchte sein Vater ihn dann auszufragen.

»Sohn, fühlst du dich nicht gut? Du kannst es mir ruhig sagen, wenn etwas nicht stimmt.«

Teddy verzog den kleinen Mund. »Na ja, Papa, es geht um einen Hund, einen kleinen Hund namens Frisky – einen kranken Jungen und seine Mutter – Jamie – er –«

Seine Mutter kam an die Tür. »Bill, wenn wir noch zu den Abbots fahren wollen, beilid du dich lieber. Wir werden um sieben zum Cocktail erwartet.«

Sein Vater stand auf, sah auf die Uhr und sagte: »Wir sprechen ein andermal darüber, mein Sohn.« Dann gingen sie, und kurz darauf hörte Teddy die Wohnungstür ins Schloss fallen.

Er lag ausgestreckt auf dem Bett und weinte, als Miss Julie hereinkam. Sie war ganz aufgeregt und hatte einen hochroten Kopf. Sie umarmte ihn und strich ihm über die Haare. Es war das erste Mal, dass er erlebte, wie sie jemanden tröstete. Einen Augenblick lang mochte er sie fast.

»Rat mal, Teddy! Ach, das errätst du nie! Rat mal!«

Er sah hoch und hörte auf zu weinen. »Ich will nicht raten. Mir ist nicht nach Raten. Meine Mutter und mein Vater haben mich nicht lieb – keiner hat mich lieb – jedenfalls keiner, den Sie kennen.«

Miss Julie schnaubte: »Ach, was bist du doch für ein Dummerchen, Teddy. Ein alberner Junge – na, ich nehme an, die Phase machen wir alle durch.«

Miss Julie und ihre Phasen!

»Aber du hast noch nicht geraten. Na gut, dann sag' ich's dir eben so. Mr. O'Flaherty hat mir einen Heiratsantrag gemacht! Ein strahlendes Lächeln überzog ihr Gesicht.

»Und? Haben Sie angenommen?«, fragte er.

Sie hielt ihm nur die Hand hin, an der ein Silberring mit einem Amethyst steckte. Teddy nahm an, dass das ein Verlobungsring war.

Dann erhob sie sich und eilte in ihr Zimmer. Sie kam an diesem Abend nicht mehr zu ihm, um ihn ins Bett zu stecken und das Fenster zu öffnen.

Am nächsten Morgen wachte er sehr früh auf. Außer ihm war niemand wach, nicht einmal Miss Julie, und weder aus dem Schlafzimmer seiner Eltern noch aus dem des Dienstmädchens drang das geringste Geräusch. Leise und vorsichtig zog er sich an. Dann stahl er sich aus der Wohnung und ging den langen Korridor entlang zur Treppe. Er wagte nicht, nach dem Aufzug zu klingeln.

Im Park war es kühl, aber herrlich. Niemand war zu sehen bis auf einen Mann, der auf einer Bank schlief. Er lag zusammengeskauert da, schien zu frieren und sah so hungrig und hässlich aus, dass Teddy an ihm vorbeilief und ihn keines zweiten Blickes würdigte.

Er ging zum Springbrunnen und setzte sich auf die vertraute Bank. Er war fest entschlossen, dort sitzen zu bleiben, bis Frisky und Jamies Mutter kamen, und wenn das den ganzen Tag dauern sollte.

Das Wasser war wunderschön. Er malte sich aus, es sei ein großer Ozean, und er segelte mit einem Schiff darüber hinweg, während im Hintergrund Musiker spielten, ganz wie im Film.

Er hatte schon lange dagesessen, bevor er den ersten Reiter hoch zu Ross erblickte. Er wusste, dass es schon spät war, wenn die Reiter kamen. Nach dem ersten kamen sie schnell und in Grüppchen. Er zählte sie, während sie vorbeirrten. Er hatte schon viele Berühmtheiten durch den Park reiten sehen, aber wenn Miss Julie ihm nicht erklären konnte, wer sie waren, konnte er sie nicht von einfachen Leuten unterscheiden.

Dann kamen die Kinderwagen und die Kindermädchen. Es war fast zehn Uhr. Die Sonne war strahlend hell am Himmel emporgestiegen. Ihr warmes Licht machte schläfrig, und er spürte, wie er eindöste.

Plötzlich hörte er Jaulen und Klaffen. Ein kleiner Drahthaarterrier sprang neben ihm auf die Bank.

»Frisky«, rief er, »Frisky – du bist es wirklich!«

Am anderen Ende der Leine war ein großer hagerer Mann befestigt. Teddy sah verwirrt zu ihm hoch.

»Wie heißt du, mein Sohn?«, fragte der Fremde.

»Teddy«, sagte er leise und eingeschüchtert.

Der Mann gab ihm einen Umschlag. »Dann ist das hier wohl für dich.«

Teddy riss den Umschlag beklommen auf. Die Notiz war in einer anmutigen Langschrift geschrieben worden. Es fiel ihm schwer, sie zu entziffern.

Lieber Teddy,

Frisky ist für Dich.

Jamie hätte gewollt, dass Du ihn bekommst.

Das Blatt war nicht unterschrieben. Teddy starrte es lange an, bis er nichts mehr erkennen konnte. Er legte den Arm um den Hund und drückte ihn an sich, so fest er konnte. Irgendwie würde er es Mama und Papa schon erklären.

Dann fiel ihm der Mann ein. Er sah hoch, sah sich um, aber der Mann war verschwunden, und er sah nichts als den Weg, die Bäume, das Gras und den Springbrunnen, der in der Morgensonne glitzerte.



## SAMSTAGNACHT



Memphis 2005

*Diesen Text schrieb Capote als Teenager vor etwa siebzig Jahren, zu einer Zeit, als in den amerikanischen Südstaaten die scharfe Rassentrennung herrschte und die Begriffe »negro« und »nigger« üblich waren. Der heute befreundlich und verächtlich wirkende Wortgebrauch ist in diesem historischen Kontext zu sehen*

Eugene hatte sich seit fast einem Monat auf diesen Abend gefreut. An diesem Samstagabend würde er Rosabelle in die Stadt ausführen. Er musste nur noch die Schweine füttern und zu seiner Hütte hochgehen, den verschwitzten Overall ausziehen und seinen billigen Anzug anlegen. Es war ein gebrauchter Anzug, den Mr. Miller ihm überlassen hatte. Er war ihm zu klein und kniff an den breiten schwarzen Schultern.

»Alles getan,  
Ja, alles getan,  
Und jetzt geh' ich in die Stadt  
Mit Rosabelle.«

Den ganzen Weg vom Viehstall hoch trällerte er sein Liedchen vor sich hin. Wenn er an Rosabelle dachte, funkelte unverhohlenen Begehrens in seinen schwarzen Augen. Er hatte Rosabelle schon immer gemocht, aber heute hatte er zum ersten Mal die Gelegenheit, sie in die Stadt auszuführen. Bisher hatte Frosty Biggers sie immer ausgeführt. Frosty war ein großer, träger und brutaler Nigger, Rosabelle hatte sich nie getraut, ihm eine Abfuhr zu erteilen, und es hatte sie natürlich auch mit Stolz erfüllt, mit dem Mann gesehen zu werden, vor dem alle anderen Nigger Angst hatten. Aber sie liebte ihn nicht, vielleicht weil er sie nicht liebte – er war nur hinter ihr her.

Sie mochte Eugene, Eugene mochte sie, und jetzt machte ihn die Aussicht schwindlig, dass er sie in die Stadt ausführen, im Kino vielleicht einen Wildwestfilm mit ihr sehen und danach in Daisy Browns Jukebox-Schuppen für Neger mit ihr tanzen gehen würde. Er hatte ganze fünf Dollar dabei, Geld, das er weiß Gott für seine Mutter und Schwestern brauchte, aber die Gelegenheit, Rosabelle in die Stadt auszuführen, kam vielleicht nie wieder. Und auch heute konnte er sie nur ausführen, weil Frosty einen weißen Gentleman nach Mobile fahren musste. O je, was wohl aus ihm wurde, wenn Frosty erfuhr, dass er Rosabelle ausgeführt hatte?

Er war fast fertig angekleidet und betrachtete sein dunkles Gesicht im billigen, gesprungenen Spiegel an der Hüttenwand. Er griff nach einem Fläschchen mit einer dicken, öligen Flüssigkeit und massierte sich damit die krausen Haare. Zufrieden drehte er sich um, verließ die Hütte und schritt in die schmelzenden Abendschatten hinaus.

## II

Rosabelle erwartete ihn an der Straßenkurve. Sie arbeitete bei den Carters. Eugene musterte sie bewundernd. Sie trug ein kreischrotes Kleid, das in leuchtendem Kontrast zum Onyx ihrer Haut stand.

»Hallo, Schatz«, begrüßte sie ihn, lächelte breit und zeigte dabei ihre schönen, starken Zähne.

»Hallo, Schatz.«  
Mehr gab es nicht zu sagen. Eugene war zu aufgewühlt, um etwas zu sagen, und Rosabelle hatte solche Angst, etwas Falsches zu sagen, dass sie lieber den Mund hielt. Sie gingen die rote Lehmstraße entlang in Richtung der zwei Kilometer entfernten Stadt.

## III

Als sie die Stadt erreichten, wimmelte es in den Straßen schon von lachenden, glücklichen, aufgeregten Menschen. Samstagabend, Zahltag, der Tag des Frohsinns und des Lebens in einem Südstaatenstädtchen.

Ausgelassen lachende Negerjungen schlugen sich auf die Rücken und riefen: »Was hast n da, Bro?«; »Mit was für'n Mädchen bist'n heute inna Stadt unterwegs?«

Weiße Männer – Farmer, sonnenverbrannt, rot und derb – standen am Fuß der Treppe zum Gerichtsgebäude, erzählten sich schmutzige Witze und besprachen die Ernteaussichten.

Eugene und Rosabelle warfen sich fröhlich in das Gewimmel. Winkten Freunden zu, blieben stehen, redeten mit Bekannten und bewegten sich langsam auf das schäbige und strahlend hell erleuchtete Lichtspielhaus zu. Knallbunte Spruchbänder draußen am Gebäude verkündeten, die aktuelle Attraktion heiße *Leidenschaft im Westen*.

Unten im Parkett waren Neger nicht zugelassen, sie mussten nach oben auf den Balkon des kleinen, strickigen Kinos. Dort gab es keine Sitze, sondern nur lange Holzbänke. Die blasierten weißen Kinder nannten den Balkon »Niggerhimmel«, und wenn da oben ein Lachen ertönte, knufften sie sich und sagten mit durchtriebener und arroganter Stimmen: »Oben im Niggerhimmel ist mal wieder die Hölle los.«

Eugene achtete kaum auf den Film. Er spürte Rosabelles Hand in seiner, und ihm wurde ganz heiß. Wenn der Held in Gefahr war, spürte er immer, wie sich Rosabelles Händedruck vor Aufregung verstärkte. Es fühlte sich seltsam an, als hätte ihn etwas in der Gewalt, wovon er sich nicht befreien konnte, als wäre ihm egal, was passieren würde, ob der Schweinestall abbrannte, ob Frosty von Rosabelle und ihm erfuhr, ihm war, als könnte er jedem Weißen gegenübertreten und ihm widersprechen. Es war eine wilde, primitive, archaische Lust.

Einmal beugte sich Rosabelle zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr:

»Ist das nicht Buck Jones oder so, Schatz?«

Er konnte sich nicht zurückhalten und küsste sie. Sie sah ihn an und lachte, dann wandte sie sich rasch wieder der Leinwand zu.

## IV

Als sie nach dem Film aus dem Lichtspielhaus kamen, waren weder Mond noch Sterne zu sehen. Der Himmel wirkte schwarz und bedrohlich.

»Sicht nach Regen aus, meinst du nicht auch?«, sagte Rosabelle und starrte in die Höhe.

Eugene antwortete nicht. Er nahm ihre Hand, und rasch gingen sie über den Marktplatz und am Gerichtsgebäude vorbei zu Daisys Jukebox-Schuppen.

»Schatz«, sagte Rosabelle stirnrunzelnd und mit besorgtem Gesicht. »Was um Himmels willen machen wir bloß, wenn Frosty rauskriegt, dass ich mit dir ausgegangen bin? Ich hab' Angst, dass er dann was Schlimmes macht. Er ist ein brutaler Mann, ich hab' gesehen, wie er mit der Rasierklinge auf die brutalsten Nigger losgegangen ist, die du je gesehen hast, und Junge, die hat er spielend fertiggemacht. Ich habe Angst, dass er dir was tut.«

»Keine Angst, Baby. Ich pass' schon auf mich auf. Ich hab' vor niemandem Angst, ob Weiß oder Schwarz«, prahlte Eugene.

Sie bogen von der Hauptstraße ab und liefen durch eine dunkle Gasse. Der Lärm von Daisys war hier schon zu hören. Heiseres, kehliges Negerlachen. Ab und zu übertönte eine laute Stimme die anderen, beleidigte, begrüßte oder lachte einfach. Über dem Stimmengewirr hörten sie die Musik aus der Jukebox, laut, bluesig, swingig und schwarz.

Alle Neger kamen am Samstagabend oder an ihren freien Tagen in Daisys Jukebox-Schuppen. Er war dreckig und stank. Man bekam billiges Bier und Fusel. Es gab eine kleine abgegrenzte Tanzfläche. In der einen Ecke stand ein ramponiertes Klavier mit überall eingeritzten Namen und in der anderen eine alte grüne Jukebox mit zwölf Stücken, die jedes einen Nickel kosteten. Die meisten Platten waren von Neger-Musikern – Count Basie, Jimmy Lunceford und den Ink Spots. Der Schuppen schien immer von schalem blauem Rauch vernebelt.

Als Rosabelle und Eugene eintraten, drehten sich alle zu ihnen um und begrüßten sie. Daisy, eine fette Negerin mit Puttengesicht, drängte durch die Menschenmenge und sagte:

»Hi, Rosabelle, Eugene, was habt ihr beiden denn miteinander zu schaffen?« Dann blinzelte sie ein widerlich anspielungsreiches Blinzeln. »Wo ist denn Frosty, Rosabelle, hast du deinen Mann in die Wüste geschickt?«

»Der fährt einen Weißen nach Mobile«, antwortete Rosabelle sanftmütig. »Ich hatte keine Lust, zu Hause Däumchen zu drehen, und bin mit Eugene ausgegangen.«

»Keine Sorge, Schatz«, versetzte Daisy mit ölgiger Stimme. »Ich verrat' dem Nigger bestimmt nichts.« Und als Nachgedanken setzte sie hinzu: »Dieser Frosty ist ja so brutal.«

Eugene betastete sein kostbares, schweißnasses Geld in der Hosentasche. Er holte einen Nickel heraus und steckte ihn in den Jukebox-Schlitz.

Rosabelle und er tanzten. Es war ein seltsam ammutiges und zugleich unbeholfenes Tanzen, eine Art synkopierter Shuffle. Eugene hielt sie enger und fester. Er wollte sie niemals loslassen, vielleicht würde er sie nie wieder im Arm haben. Das Bild von Frosty, schwarz und hasserfüllt, ragte drohend vor ihm auf. Frosty, Herrgott, warum musste das unter seinen Leuten immer so laufen? Ein Recht war nicht unbedingt richtig, Falsches galt als recht. Nur Stärke zählte, ein glänzendes falsches Rasiermesser und der Wahnsinn des finstersten Afrika.

»Drück mich doch nicht so, Eugene«, sagte Rosabelle, »du tust mir ja weh.« Er hörte sie nicht, war zu sehr mit seinem Hass beschäftigt, und erst als sie ihn am Ärmel zog, erwachte er aus seiner Trance.

Sie holten sich zwei Bier und suchten sich einen Platz. Daisy sang einen Bluesong und begleitete sich selbst am Klavier.

Love is like a faucet,  
It turns off and on,  
And when you think it's on, Baby,  
It is turned off and gone.

Sie hatte eine tiefe und sinnliche Stimme, die rau in den Ohren lag und ihn mit Leidenschaft und Verlangen erfüllte.

Der Abend hatte seinen Höhepunkt erreicht. Das Lachen war laut, hysterisch und alkoholisiert. Die Leute riefen voller Verlangen durcheinander, und geschminkte Negerinnen flirteten schamlos. Das kleine Gebäude erzitterte und leuchtete im alles verschlingenden schwarzen Schlund der Nacht. Rosabelle und Eugene hatten ihre Nervosität abgelegt, lachten, redeten und tauschten verstohlene Zärtlichkeiten.

Plötzlich legte sich Stille auf die brodelnde Menge. Dunkle, bedrohliche, tiefe Stille. Als wäre ein großes Messer herabgefallen und hätte allen die Zunge abgeschnitten. Der heiße, blaue Rauch kräuselte sich zur Decke empor, und alle Blicke wandten sich in dieselbe Richtung. Frosty stand in der Tür. Seine wuchtige Statur füllte den Türrahmen aus und von dort den ganzen Raum.

»O Gott«, flüsterte Rosabelle hysterisch, »o Gott, was jetzt? Lass das nicht zu, Gott, bitte nicht!«

Eugene drehte sich um und sah die fürchteinflößende Gestalt. Er zuckte mit keiner Wimper. Das war's dann also, irgendwann musste es ja so kommen, nach dieser Nacht hätte er Rosabelle nicht mehr hergegeben. Frostys schwarze Augen durchbohrten Eugenes. Langsam kam er auf den Tisch zu, an dem die beiden saßen. Alle Neger wichen vom Tisch zurück. Rosabelle sprang auf und zerrte Frosty am Arm, weinte und flehte.

»Nicht, Frosty, er hat nichts gemacht, er hat mich nur ausgeführt, du wolltest doch nicht, dass ich allein zu Haus sitze, oder?«

Er stieß sie weg, und sie rang hilflos die Hände. Sie drehte sich vom einen zum anderen und fand keinen Trost, in allen Augen lag dasselbe Entsetzten wie in ihren. Nur Eugene blieb die Ruhe selbst.

»Junge«, sagte die dunkle Whiskeystimme, »steh auf!«

Eugene saß nur da und sah zu ihm hoch. Er tastete in der Hosentasche und erschrak, als er merkte, dass er sein Messer im Overall vergessen hatte. Äußerlich aber ließ er sich nichts anmerken. Keine Spur von Angst, wenn überhaupt, dann nur bitterer Hass.

Frosty packte ihn am Kragen und riss ihn hoch: »Bist du taub, ich hab' gesagt, du sollst aufstehen, du gottverfluchter schwarzer –«

Eugene stieß ihn weg, und Frosty machte einen verückten und wilden Satz. In seiner Hand blitzte eine lange Rasierklinge auf. Er stürzte sich auf Eugene. Eugene packte ihn, die beiden stürzten und wälzten sich auf dem Boden hin und her.

Die Männer kreischten und drehten die Gesichter weg, die Männer standen da und starrten entsetzt und wie betäubt. Rosabelle sprang auf, schrie und beschwor die Menschenmenge, die beiden doch zu trennen. Ihr Flehen stieß auf steinerne Ohren.

Die Männer wälzten sich auf dem Boden und beschimpften sich wütend. Eugene hatte die Hand mit der Rasierklinge gepackt. Aber er konnte sie nicht mehr wegdrücken. Er war dem großen, stämmigen und starken Frosty nicht gewachsen. Er spürte, wie sich Frostys stählerner Arm langsam, ganz langsam senkte, und die Klinge funkelte in seinen Augen. Er spürte, wie sein Arm langsam nachgab, und plötzlich machte ihm das nichts mehr aus. Jemand hatte wieder einen Nickel in die Jukebox gesteckt, damit die Musik für etwaige Passanten draußen den Kampfärm überböte.

Die Musik schmettete in seinen Ohren, und die Hitze lastete schwer auf ihm, der erstickende Rauch und die stählernen Muskeln über ihm. Plötzlich wusste er, dass sein Arm nachgegeben hatte, den Umstehenden entrang sich ein Seufzer, er wusste, dass die Klinge in ihn eindrang, spürte aber nichts und sah nichts; nur die Dunkelheit und der Geruch der Menschen und das laute Schmettern der Jukebox schwollen an in der alles verschlingenden Schwärze der Nacht.

Die Geschichte entstand vermutlich Anfang der vierziger Jahre.  
Aus dem amerikanischen Englisch von Ulrich Blumenbach





Mississippi 2013



Mississippi 2013

## DAS GRAUEN IM SUMPF



Mississippi 2013

»Also Jep, ich sach ja bloß, du hast einfach 'ne Meise, wenn du da echt in 'n Wald und 'n Sträfling suchen willst.«

Der Sprecher war ein kleiner Junge mit einem nussbraunen Gesicht voller Sommersprossen. Er sah seinen Begleiter erwartungsvoll an.

»Pass ma' auf«, sagte Jep. »Ich weiß ganz genau, was ich hier mach', und auf deinen guten Rat is' geschissen.«

»Junge, du musst einen an der Klatsche haben. Was sagt'n deine Ma, wenn se hört, dass de dich hier im Gespensterwald rumtreibst und 'n alten Sträfling suchst?«

»Lemmie, dich hat keiner nach deiner Meinung gefragt, und schon gar nich' hab' ich gesacht, dass de mit mir mit sollst. Schwirr meinerwegen ab – Pete und ich gehen weiter und werden den Vogel schon finden, und wenn, sagen wir, und zwar nur wir den Suchmannschaften Bescheid. Oder nicht, Pete, alter Junge?« Er tätschelte einen braun-gelb gefleckten Pinscher, der neben ihm herlief.

Schweigend gingen sie weiter. Der Junge namens Lemmie war unentschlossen. Der Wald war so dunkel und still. Manchmal flog ein Vogel auf oder zwitscherte in den Wipfeln, und als der Weg sie am Bach entlangführte, konnten sie den über Steine und kleine Schnellen gluckern hören. Es war wirklich einfach zu still. Lemmie hasste die Vorstellung, allein zum Waldrand zurückgehen zu müssen, aber die Vorstellung, mit Jep weiterzugehen, hasste er noch mehr.

»Also, Jep«, sagte er schließlich, »ich geh' echt wieder zurück. Ich geh' hier garantiert nicht weiter rein, das sind mir einfach zu viel Bäume und Gestrüpp, wo der olle Sträfling hinter lauern kann, und dann springt er einen an und macht einen schneller alle, als wie man gucken kann.«

»Dann hau doch ab, du Schisser. Ich hoffe, er erwischt dich auf'm Rückweg, wenn de ganz allein durch'n Wald gehst.«

»Bis denne – wir sehen uns ja morgen in der Schule.«

»Kann sein. Bis dann.«

Jep hörte noch, wie Lemmie durchs Unterholz zurücklief, und seine Füße hoppelten wie ein ängstlicher Hase. »Und genau das ist er auch«, dachte Jep, »ein Angsthase. Der hat die Hosen so voll, den hätten wa gar nich' erst mitnehmen sollen, was, Pete?«

Das Letzte sagte er laut, und der alte Pinscher, der vielleicht erschrak, weil die Stille so plötzlich unterbrochen wurde, kläffte kurz und verstört.

Sie gingen schweigend weiter. Ab und zu blieb Jep stehen und horchte aufmerksam in den Wald. Aber er hörte nicht das geringste Geräusch, das darauf hingedeutet hätte, dass hier noch jemand außer ihnen unterwegs war. Manchmal überquerten sie mit weichem grünem Moos bedeckte Lichtungen, die von großen Magnolien mit weißen Blüten überschattet wurden, die nach Tod rochen.

»Vielleicht hätt' ich doch auf Lemmie hören sollen. Is' schon verdammt gruslig hier drin.« Er sah in die Wipfel

hoch und konnte ein paar blaue Flecken erkennen. In diesem Teil des Waldes war es so dunkel – fast schon Nacht. Plötzlich hörte er ein Rasseln. Er erkannte sofort, was das war, und blieb vor Schrecken starr stehen – dann kläffte Pete kurz, leise und schrecklich. Das löste den Bann. Jep drehte sich um und sah eine große Klapperschlange, die sich schon aufgerichtet hatte, um ein zweites Mal zuzubeißen. Er sprang, so weit er konnte, stolperte und fiel aufs Gesicht. Oh Gott! Das war das Ende! Er sah sich fieberhaft um und erwartete, die Schlange durch die Luft auf sich zuschnellen zu sehen, aber als er wieder scharf sah, war da nichts. Dann sah er die Schwanzspitze mit der langen Kette von Hornringen im Unterholz verschwinden.

Ein paar Minuten lang konnte er sich nicht vom Fleck rühren, so sehr stand er unter Schock, und sein Körper war vor Entsetzen wie betäubt. Endlich stützte er sich auf einen Ellenbogen und sah sich nach Pete um, aber der war nirgends zu sehen. Er sprang auf und suchte wie wahnsinnig seinen Hund. Als er ihn endlich fand, hatte sich Pete in einer lehmroten Wasserrinne überschlagen und lag tot an deren Ende, schon ganz steif und aufgedunsen. Jep weinte nicht, dafür hatte er zu viel Angst.

Was sollte er jetzt machen? Er wusste nicht, wo er war. Er lief erst und rannte dann wie panisch durch den Wald, konnte den Weg aber nicht wiederfinden. Ach, was hatte das denn noch für einen Sinn? Er hatte sich verlaufen. Dann fiel ihm der Bach ein, aber das hatte auch keinen Zweck. Der floss durch den Sumpf und war teilweise zu tief, um hindurchzuwaten, und außerdem war er im Sommer bestimmt mit Mokassinschlangen versucht. Die Dunkelheit brach herein, und die Bäume über ihm warfen undurchsichtige Schatten.

»Wie hält der alte Sträfling das hier drin bloß aus?«, fragte er sich. »O mein Gott, der Sträfling! Den hatt' ich ja ganz vergessen. Ich muss hier weg.«

Er lief immer weiter. Endlich kam er auf eine der Lichtungen. In ihre Mitte fiel Mondschein. Es sah aus wie in einer Kathedrale.

»Wenn ich auf einen Baum kletter'«, sagte er sich, »kann ich vielleicht ein Feld sehen und weiß wieder, wie ich hier rauskomme.«

Auf der Suche nach dem höchsten Baum sah er sich um und erblickte einen gerade gewachsenen, glatten Ahorn, der unten keine Äste hatte. Aber er war ein guter Kletterer. Vielleicht würde er es schaffen.

Er legte seine starken kleinen Beine um den Stamm und schob sich Stück für Stück hoch. Immer wenn er eine Armeslänge geschafft hatte, rutschte er eine halbe wieder runter. Den Kopf hatte er in den Nacken gelegt und suchte über sich den ersten Ast, den er packen konnte. Als er ihn endlich erreichte, hielt er sich daran fest und ließ die Beine baumeln. Im ersten Augenblick dachte er, er könne sich



nicht halten und würde hinabstürzen, aber dann konnte er doch ein Bein hinüberschwingen, setzte sich ritlings auf den Ast und verschnaufte. Nach einer Weile kletterte er weiter hoch, von Ast zu Ast. Der Erdboden blieb immer weiter unter ihm zurück. Als er die Spitze erreichte, streckte er den Kopf über den Wipfel hinaus und schaute sich um, sah aber ringsumher nichts als Bäume.

Er stieg wieder hinab zum stärksten und breitesten Ast. Hier oben fühlte er sich sicher, wo der Erdboden so weit weg war. Hier oben konnte ihn niemand sehen. Er musste die Nacht wohl im Baum verbringen. Hoffentlich konnte er wach bleiben. Dabei war er so müde, dass sich schon alles um ihn zu drehen schien. Er schloss nur kurz die Augen und verlor fast das Gleichgewicht, schreckte aus der Trance auf und ohrfeigte sich.

Es war so still, er konnte nicht einmal die Nachtmusik der Grillen und Ochsenfrösche hören. Nein, alles war still, beängstigend und geheimnisvoll. Was war das? Er fuhr hoch; er hörte Stimmen; sie kamen näher; sie hatten ihn schon fast erreicht! Er sah zum Waldboden hinab und konnte zwei Gestalten ausmachen, die sich durchs Gestrüpp bewegten. Sie kamen auf die Lichtung zu. Oh, oh Gott sei Dank! Die mussten zu den Suchmannschaften gehören.

Aber dann hörte er eine Stimme verzagt und angst-erfüllt flehen: »Halt! Lassen Sie mich doch bitte gehen! Ich will doch nur nach Hause!«

Woher kannte Jep bloß diese Stimme? Natürlich, das war Lemmie!

Aber was hatte Lemmie denn nur hier so tief im Wald zu suchen? Der war doch nach Hause gegangen. Wer war da bei ihm? Jeps Gedanken überschlugen sich, und dann dämmerte es ihm plötzlich: Der entflohene Sträfling hatte Lemmie erwischt!

Eine tiefe und drohende Stimme zerriss die Luft: »Schnauze, du Rotzlöffel!«

Er hörte Lemmie voller Angst schluchzen. Ihre Stimmen waren jetzt deutlich zu verstehen; die beiden standen fast direkt unter seinem Baum. Furchtsam hielt Jep die Luft an. Er hörte sein Herz klopfen und spürte, wie sich sein Magen verkrampfte.

»Setz dich da hin, du kleiner Scheißer«, befahl der Sträfling, »und lass endlich das verdammte Heulen!«

Jep sah, dass Lemmie hilflos zu Boden fiel, sich auf das weiche Moos wälzte und verzweifelt versuchte, das Schluchzen zu unterdrücken.

Der Sträfling war stehen geblieben. Er war groß und muskelstrotzend. Seine Haare konnte Jep nicht sehen, die steckten unter einem der großen Strohhüte, wie die Kettensträflinge sie in ihren Kolonnen trugen.

»Und jetzt raus mit der Sprache«, wollte er von Lemmie wissen und gab ihm einen Stoß, »wie viele Leute sind da jetzt hinter mir her?«

Lemmie sagte nichts.

»Red schon!«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Lemmie zaghaft.

»Okay. Na gut. Aber dann verrät mir doch mal – welche Teile vom Wald haben sie denn schon abgesucht?«

»Das weiß ich nicht.«

»Du kannst mich mal.« Der Häftling verpasste Lemmie eine Ohrfeige. Lemmie musste wieder hysterisch weinen.

»O nein! Nein! Das darf doch nicht wahr sein«, dachte Jep. »Das ist bestimmt alles nur ein böser Traum, ein Albtraum. Irgendwann wach' ich auf, und es ist alles gar nicht wahr.«

Er kniff die Augen zusammen und riss sie wieder auf, um sich körperlich zu beweisen, dass alles nur ein Albtraum war. Aber Lemmie und der Sträfling waren immer noch da, und er hockte immer noch hier oben im Baum und wagte vor Angst kaum zu atmen. Wenn er bloß etwas Schweres zur Hand gehabt hätte; das hätte er dem Sträfling auf den Kopf werfen und ihn bewusstlos schlagen können. Aber er hatte nichts. Er unterbrach sich in seinen Überlegungen, denn der Sträfling sprach weiter.

»Los, weiter, du Heulsuse; wir können hier nicht die ganze Nacht bleiben. Der Mond ist auch kaum noch zu sehen – gibt wohl Regen.« Er begutachtete den Himmel durch die Baumwipfel.

Jep stockte vor Angst das Blut in den Adern; er schien direkt zu ihm heraufzusehen, genau auf den Ast, auf dem er saß. Jeden Moment musste er ihn entdecken. Jep schloss die Augen. Die Sekunden schlichen vorbei wie Stunden. Als er endlich den Mut aufbrachte, wieder hinabzuschauen, sah er, dass der Sträfling Lemmie vom Boden hochzerren wollte. Er hatte ihn nicht gesehen, Gott sei Dank!

Der Sträfling sagte: »Komm schon, du Schwachkopf, oder willst du was auf die Fresse?«

Er hatte Lemmie halb aufgerichtet, wie einen Sack Kartoffeln. Dann ließ er ihn plötzlich fallen und herrschte ihn an: »Lass das Plärren!« Seine Stimme schien Lemmie so durch und durch zu gehen, dass er keinen Mucks mehr von sich gab. Irgendwas war los. Der Sträfling stand neben dem Baum und horchte aufmerksam in den Wald.

Dann hörte Jep es auch. Etwas kam durchs Unterholz. Er hörte, wie es Zweige zertrat und an Büschen entlangschrammte. Von seiner Warte aus konnte er sehen, was los war. Zehn Männer kreisten die Lichtung ein. Der Sträfling hörte aber nur die Geräusche. Er wusste nicht, was er damit anfangen sollte, und geriet in Panik.

Lemmie brüllte: »Hier sind wir! Hier – hier drü-!« Dann hatte der Sträfling ihn gepackt und drückte Lemmies Gesicht in den Boden. Der kleine Körper krümmte sich und schlug aus, und dann erschlaffte er plötzlich und rührte sich nicht mehr. Jep sah, wie der Sträfling die Hand von Lemmies Hinterkopf nahm. Irgendwas war mit Lemmie. Dann ging ihm blitzartig auf – Lemmie war tot! Der Sträfling hatte ihn erstickt!

Die Männer schlichen nicht mehr; wütend brachen sie durchs Unterholz. Der Sträfling wusste, dass er in der Falle steckte; er drückte sich an den Baumstamm und wimmerte.

Und dann war alles vorbei. Jep stieß einen Ruf aus, und die Männer breiteten die Arme aus, um ihn aufzufangen. Er sprang und landete in den Armen eines Mannes, ohne sich wehzutun.

Der Sträfling trug Handschellen und weinte. »Der verdammte Junge! Der ist selber schuld!«

Jep sah zu Lemmie hinüber. Der eine Mann beugte sich über ihn. Er wandte sich zu seinem Nachbarn, und Jep hörte, wie er sagte: »Jou, der ist tot.«

Und da musste Jep lachen; er lachte hysterisch, und heiße, salzige Tränen rannen ihm über die Wangen.